



Politik

Zum West-Ost-Problem: Nicht zu überbrückende Gegensätze – Nutzlos und gefährlich, eine ideologische Brücke zu schlagen – Eine Zwischenfrage: Propaganda und Psychologie – Eine neue Art der Propaganda ist notwendig – Achtung vor dem Nationalstolz des andern – Nixons Ergebnisse – Chruschtschew als Praktiker – Eisenhower – Die Folgen der neuen Atmosphäre – Mögliche Wandlungen – Die Verantwortung der Christen.

Exegese

Kirche als Leib oder Körperschaft (exegetische Untersuchung der Schriften des hl. Paulus): Von der Bedeutung der Frage – Ist «Leib Christi» nur ein Bild oder Vergleich? – Ver-

gleich: «Wie ein Leib» – Begriff: «Körperschaft» – Teilweise Identität! – Der Beweis aus den Hauptbriefen – Die Schwierigkeit aus den Gefangenschaftsbriefen – Haupt und Leib.

Spiritualität

Die AFIC, ein Beispiel der Laienmission: Wozu Laienmission? – Die Entstehung der AFIC – Pater Vincent Lebbe von der Einpflanzung der Kirche – Umwandlung der Strukturen – Erfüllung der nationalen Werte – Bildung von Eliten – Fraueneliten – Dienst in der Kirche – Gruppengemeinschaft – Berufsarbeit – Verbreitung – Haltung und Ausbildung – Zeugen der Auferstehung.

Ex urbe et orbe

Der Erzbischof von Galiläa beim Papst: Wand-

lung in der Haltung von Msgr. Hakim – Hakim wünscht einen Solidaritätsakt aller Christen der Welt – Schweizer Salvatorianerinnen in Israel – Johannes XXIII. und Israel – Der erste lateinische Bischof in Israel.

Zehn Jahre «Fraternitas»: Eine eigenartige Internationale – Konrad Adenauer und Paul Henri Spaak als Ehrenpräsidenten – Das Prinzip der Gruppenbildung – Die Ziele und Arbeitsweise.

Buchauswertung

H. Dumoulin: «Zen, Geschichte und Gestalt»: Ein Tor zur Torlosigkeit? – Wo Dumoulin aufhört – Ein Brief aus Japan – Die philosophische Durchdringung erfordert.

Zum West-Ost-Problem

(Der folgende Beitrag unseres hochgeschätzten Mitarbeiters wird vielleicht manchen Leser befremden. Gewiß sagt er nicht alles, was zum Ost-West-Problem zu sagen wäre. Er sagt aber etwas, das nach unserer Meinung sicher auch gesagt und überdacht werden muß und das niemand zu sagen wagt. Es mag uns helfen, die Besuche der mächtigsten Staatsmänner der Welt nicht nur mit abgrundtiefer Skepsis zu verfolgen. D. R.)

Die Genfer Diplomatenkonferenz schloß gelangweilt ihre Augen. Selbst bei den besten Dinern kann man nicht monatelang immer wieder dieselben Argumente wiederholen. Die Gegensätze blieben. Sie mußten bleiben. Sie waren und sind nicht zu überbrücken.

Der Westen hält die kommunistische Ideologie für sehr gefährlich. Religiös, weil sie Gott leugnet und jede Art von Religion als «Opium für das Volk» betrachtet, weshalb sie die Religion und ihre Kirchen bekämpft. Menschlich, weil sie die Freiheit der Persönlichkeit unterdrückt und dem einzelnen Individuum seine Aufgaben, wie deren Art der Ausführung diktatorisch auferlegt. Innenpolitisch, weil nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Parteimitgliedern über das Wohl von Hunderten von Millionen von Menschen entscheidet und weder in der Presse noch sonstwie eine Opposition geduldet wird. Außenpolitisch, weil sie bisher anerkannten staats- und völkerrechtlichen Begriffen eine den unsrigen entgegengesetzte Bedeutung gibt, wodurch jedes Vertragswerk eines sicheren Bodens ermangelt. Durch die Trennung von Staats- und Parteipolitik ist die letztere stets in der Lage, jede Art von Abmachungen subversiv von unten her auszuhöhlen.

Der Kommunismus hält die westliche Ideologie für sehr gefährlich. Religiös, weil nach seiner Ansicht die Kirchen und ihre Priester lediglich die ideologischen Stützen des kapitalistischen Systems – dieser neuen Art von Thron – seien. Menschlich, weil das Proletariat der kapitalistischen Industriestaaten bestochen sei und mit den Ausbeutern Hand in Hand arbeite, da der hohe Lebensstandard nur so lange möglich sei, als derjenige des Proletariats in den Kolonien und der unterentwickelten Völker niedriger gehalten werden könne. Es gelte daher, das Verhältnis zwischen ihnen zu zerstören, wodurch die kapitalistische Volkswirtschaft erheblich getroffen und die Kolonien beziehungsweise die unterentwickelten Völker reif für den Kommunismus gemacht würden. Innenpolitisch, weil die Freiheit ein vorgeschobener Begriff sei, dessen Wert erst dann festgestellt werden könne, wenn sie auch einer materiellen Schlechterstellung der Massen standhalte. Abgesehen davon sind die Kommunisten aufrichtig überzeugt, daß ihre Regierungsart dem Interesse der Regierten gemäß sei und zwar auch dann, wenn, nach Karl Marx¹, das Bewußtsein der Massen dem Sein nachhinke. Allein die Elite derer, die aus dem wissenschaftlichen Sozialismus heraus wissen, was für die Regierten gut und richtig ist, könne die Herrschaft ausüben.

Rationalistisch ist es ein nutzloses Unterfangen, diametral gegenüberstehende ideologische Gedankengänge einander zu nähern oder über sie eine Brücke zu schlagen. Nutzlos, ja gefährlich, weil hinter ihnen als letztes Druckmittel die Gewaltandrohung steht; nutzlos aber auch, weil beide Teile aus einem unerschütterlichen Glaubensbekenntnis denken und handeln. Es gibt Gegensätze, die man als solche anerkennen

¹ Karl Marx: «Zur Kritik der politischen Ökonomie». Berlin 1955, S. 55.

muß. Ihre Gefahr besteht gerade darin, daß man sie als solche diplomatisch zu verschleiern oder haßvoll zu vertiefen versucht. In der nüchternen, achtungsvollen Anerkennung dieser Gegensätze liegt dagegen der erste Schritt zu deren Überwindung.

Auf die Ursachen in der Entwicklung dieser Gegensätze gehe ich an dieser Stelle jetzt nicht ein. Es sei denn mit dem Hinweis auf die unabwiesbare Tatsache, daß sie aus der menschlichen Natur und damit auch zum Teil aus unserer westlichen Zivilisation selbst hervorgingen. Der kommunistische Machtstaat war davon lediglich die natürliche Folge. Europa ist zu Unrecht über ihn erstaunt: man kann nun einmal nicht fast während eines Jahrhunderts sich durch Kriege zerfleischen und schwächen, ohne daß dadurch der «Dritte» immer stärker wird. Von heute aus gesehen, ist es notwendig, sich darüber klar zu sein, daß auf der einen Seite das weltanschauliche Prinzip, kraft der diktatorialen Gewalt, gesiegt hat und dem unvergleichlichen Machtapparat «Sinn und Verstand» gab, während auf der andern Seite diesem vorläufig gewiß noch die Stirne geboten werden kann, aber offen oder subversiv großkapitalistische wie kommunistische Kräfte innerhalb der verschiedenen Weststaaten eine eindeutige politische Linienführung zum mindesten äußerst erschweren und damit das westliche weltanschauliche Prinzip nicht zur vollen Auswirkung kommen lassen.

*

Eine Zwischenfrage: Wieso kommt es eigentlich, daß die Psychologie in allen ihren wissenschaftlichen Zweigen in den letzten 50 Jahren einen solch gewaltigen Aufschwung nahm und man heute mehr zum Psychologen als zum Seelsorger geht, um seine kranke Seele zu heilen? Sollte unsere Seele so erkrankt sein, weil unsere Vernunft sich von der religiös-geistigen Kraftstation löste und sie dadurch hin und her geworfen wird? Ich überlasse die Antwort den Sachverständigen. Nur möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die psychologischen Kenntnisse die wichtigste Rolle in der modernen Propaganda spielen und daß in dieser die kommunistische Zentrale in Moskau allen anderen überlegen ist. Im Westen versuchte man diese Art von Propaganda rein negativ nachzuahmen: sei es durch ein stures «anti», sei es durch die Übersteigerung des positiven, nationalen Gedankens in den erkrankten und damit negativen Nationalismus, sei es in der Propagierung von Ideen, die für alle Völker, die seit Jahrtausenden unter Diktaturen oder absoluten Herrschern lebten, negativ sein mußten, da sie nichts mit ihnen anzufangen wissen. Ich denke dabei an die Propaganda der Begriffe wie Freiheit, Demokratie, Menschenrechte, Selbstbestimmung der Völker usw. Selbst für die Nationen, denen sie geläufig sind, können diese Ideale keine feststehenden Begriffe sein, da sie immer wieder erarbeitet und umgeformt werden müssen. Die Freiheit vor hundert Jahren war anderer Natur als die heutige und als es die von morgen sein wird. Irgendwie werden wir gezwungen, von ihr ein Stück abzugeben, um die Freiheit des andern oder einer Gesamtheit von Nationen nicht zu gefährden. Die Demokratie? Wo spielt sie noch wirklich in der Urauffassung des Dialogs? Wo wird das Recht der Minderheit noch aufrichtig berücksichtigt? Beugt sie sich vor dem höheren Gesetz der Nation oder gar dem Gottes, oder kennt sie nur noch das Gesetz der Partei? Die Menschenrechte? Werden sie dem Schwächeren, ja Primitiven gegenüber gewahrt? Ist in ihnen in irgendeiner Form die Nächstenliebe wirksam? Die Selbstbestimmung der Völker? Was will sie bei Völkern bedeuten, die in allem und jedem von andern Völkern abhängig sind in bezug auf Wissen, Geld, Technik, Waren, Ärzten, Verwaltungsbeamten usw. usw.? Was will dieses Recht bedeuten, wenn zum Beispiel die einzigen Produkte, von denen das Volk lebt – die Rohstoffe –, plötzlich um 50% im Preis fallen, weil die Rohstoffbörse es so will, damit aber das Einkommen dieses «sich selbst bestimmenden Volkes» um 50% fällt? Alle diese schön klingenden, ja zu Herzen gehenden Begriffe haben gewiß ihre große, wahrhafte Bedeutung für Nationen, die sie seit Jahrhunderten kennen, pflegen und stets von neuem an ihrer Vervollkommnung arbeiten und die noch um ihre Wurzel – das Christentum – zum mindesten wissen. Aber für Völker, die seit unendlichen Zeiten unter irgendeinem diktatorialen oder despotischen Regiment standen, was bedeuten für sie alle diese Ideale? Wenn es gut geht «Kolonisierung» in einem anderen Gewand; wenn es schlecht geht Arbeits- beziehungsweise Zwangslager beziehungsweise Verschickung oder – Tod. Und dies nicht nur in dem einen Lager!

Mit anderen Worten: unsere Ideale, die man nicht «geben» kann,

sondern die verstanden und erarbeitet werden müssen, können die Völker, die sie bisher nicht kannten, vorläufig nicht «führen», wohl aber zu Taten und Ansprüchen verführen, die ihnen alles andere als nützlich sind. Stehen doch diese Ideale in engstem Zusammenhang mit dem Christentum; ohne den christlichen, religiösen Glauben sind sie nicht zu verwirklichen. Denn dieser ist mit seinem «liebe deinen Nächsten, wie dich selbst» das unbedingt notwendige Gegengewicht gegen den Mißbrauch der Freiheit, der Demokratie, der Menschenrechte und jeder Art von Selbstbestimmung. Wie leicht vergessen wir doch, daß es 1700 Jahre Christentum und seiner Kirche bedurfte, um uns ihnen wenigstens soweit zu nähern, wie es heute, wenn auch noch so unvollkommen, der Fall ist. Alles was Christus uns Christen in so einfachen Worten und Gleichnissen lehrte – wie schwer ist es doch für uns, sie zu erfüllen! Und doch sollte man meinen, daß es keinen einfacheren Weg geben könne als den, den er uns angab: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.»

Es ist der Glaube, der die beiden Welten trennt, und es ist das Handeln aus dem Glauben, der, so merkwürdig es scheinen mag, sie eines Tages zusammenführen wird. Weder der Glaube des einen noch der des andern ist zu überbrücken noch ist er diplomatisch zu «näher». Es ist daher unnütz und vor allem gegen die christliche Lehre, vom andern etwas zu verlangen, was er nicht geben kann, und es ist gefährlich, ihn deswegen zu diffamieren oder ihn von oben herab zu behandeln.

Da es aber für den religiös gläubigen Menschen immer offensichtlicher wird, daß die großen weltpolitischen Probleme angesichts der modernen Zerstörungsmittel nur durch Verhandlungen zu lösen sind, da es ferner feststeht, daß solche Verhandlungen auf die bisherige diplomatische und politische Art infolge der unüberbrückbaren weltanschaulichen Gegensätze immer wieder in einer Sackgasse enden werden und da wir aus allen diesen Gründen in unserer Finsternis hienieden des Lichtes von oben mehr denn je bedürfen, soll nicht unaussprechliches Elend über die gesamte Menschheit kommen, wird man zu einer anderen Art der «Propaganda» und Haltung sich entschließen müssen.

*

Denken wir einen Augenblick über folgendes nach: Von niemandem, am wenigsten von einem dieses Namens würdigen ehrenhaften Deutschen, kann bestritten werden, daß das Hitler'sche «Reich» nicht nur namenloses Unglück über die Welt brachte, sondern darüber hinaus durch die verbrecherischen Methoden seiner Schergen den deutschen Namen und die hohe deutsche Kultur auf das Unkenntlichste beschmutzte. Nehmen wir einen Augenblick an, daß die Sieger nach beendetem Krieg das deutsche Volk diesen Verbrechern gleichgesetzt hätte – wo wäre heute Deutschland? Wie hätte das deutsche Volk ohne die Hilfe, ohne die Nachsicht, ohne das Verstehen der früheren Feinde sich innerhalb von 15 Jahren wieder auf die heutige Höhe arbeiten können? Wie hätte ein Bundeskanzler Adenauer die deutsche Bundesrepublik wieder in den Rang der großen europäischen zivilisierten Völker einreihen, wie ein Wirtschaftsminister Erhardt das «Wirtschaftswunder» ermöglichen können? Alle Arbeit des guten, braven und fleißigen Deutschen hätte auch nicht einen Bruchteil dessen erreichen können, was heute erreicht wurde.

Dieses von uns allen erlebte Beispiel soll lediglich auf eine Tatsache hinweisen: ein politisches System mag von der westlichen, christlichen Zivilisation aus gesehen noch so unverstänglich, noch so gefährlich, noch so verdammenswert sein, niemals wird man die oft Hunderte von Millionen Menschen vergessen dürfen, die unter diesem leben oder leben müssen. Ob freiwillig oder gezwungen – wer kann das von «draußen» entscheiden? Es kann sogar sein, daß einst westlich orientierte, ja christliche Völker aus Angst vor dem früheren, wieder mächtig gewordenen «Feind» lieber unter dem Schutz der zweiten Weltmacht bleiben als der des Westens, der sie im entscheidenden Moment im Stich lassen mußte. Aber sie alle, ob Herrscher oder Beherrschte, sie haben auch ihren National-

stolz, sie alle lieben ihre Heimat, sie alle sind stolz auf ihre kulturellen, wirtschaftlichen, technischen Leistungen und sie alle sind daher durch Beleidigungen, Erniedrigungen und Beschimpfungen ihrer Regierungen selbst getroffen. Glaubt man, daß dies zu einer Aufweichung der Fronten führt? Das Gegenteil wird der Fall sein.

*

Nun vergegenwärtige man sich das umgekehrte Bild. Seit langem erzählen alle offiziellen, offiziellen und privaten Rußlandbesucher, wie freundlich, wie neugierig, wie beinahe kindlich sie von den einfachen Menschen empfangen, ausgefragt, bewundert wurden, wie sie sich ihnen oft eröffneten, wie sie über alles, was «draußen» vorging, unterrichtet sein wollten und wie dankbar sie sich zeigten. Wer diesen Erzählungen noch skeptisch gegenüberstand, wird durch den Besuch des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, Nixon, wohl eines Besseren belehrt worden sein. Zum erstenmal sprach ein erster Vertreter derjenigen Nation, die als der Hauptfeind Sowjetrußlands gilt, die Sprache die verstanden wurde: gerade und offen, manchmal grob heraus, blieb er keine Antwort schuldig, sagte: «Was Ihr könnt, können wir allemal», ließ keine Drohung unbeantwortet, aber rühmte alles das, was durch den Mut, die Tapferkeit, den Fleiß und die Intelligenz des Volkes Bewundernswertes geschaffen wurde. Kurz er schuf eine Atmosphäre, die, bescheiden ausgedrückt, vom Krieg weg und zu einem gewissen Verstehen hinführte. Ohne sich dabei nur im mindesten etwas zu vergeben und ohne im geringsten den eigenen Standpunkt um einen Zoll aufzugeben.

Dasselbe in Polen, dem Hauptopfer des letzten, besonders grausamen Krieges, dessen nationaler Volkskörper durch die furchtbaren Erlebnisse noch zittert. Hat die westliche Welt, ganz besonders sein westlicher Nachbar, irgendetwas unternommen, um diesem sich heldenhaft opfernden Volk die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt? Wäre dem so, dann würde der jetzige Besuch Nixon's wohl kaum den Eindruck gegeben haben, als ob man es von dem Alpdruck des Krieges befreit hätte.

*

Was hat man nun von den gegenseitigen Besuchen Chruschtschews in Washington und Eisenhowers in Moskau zu halten? Habe ich nicht selbst gesagt, daß eine Annäherung und Überbrückung diametral entgegengesetzter Anschauungen nicht möglich ist? Ja! Aber gleichzeitig sagte ich: «Es ist das Handeln aus dem Glauben, das sie zusammenführen wird.» Wie?

Es gibt keinen gläubigeren Kommunisten als es Chruschtschew ist. Sehr viel weniger aus der Theorie heraus, denn aus seinem eigenen Werdegang vom Bauer und Minenarbeiter bis hinauf zur höchsten Stelle der ausschließlichen Macht. Niemand glaube, daß dieser Mann jemals den Kommunismus «verraten» wird. Er weiß, welche Riesenaufgabe er vor sich hat, wobei es ihm als Machthaber Sowjetrußlands vor allem darauf ankommt, dessen erdrückendes Prestige in der kommunistischen Welt aufrecht zu erhalten und sich von Mao nicht distanzieren zu lassen. Er weiß aber auch, daß er vom «Fußvolk» der Partei, von den Kleinen und Unbekannten, an diese Stelle gewählt worden war, das heißt durch sie die alten Doktrinäre und Stalinisten überspielte. Sie wählten den Praktiker, den administrativen Reformen, den Dezentralisten. Als Praktiker ist er nun nach Amerika gegangen.

Es gibt keinen gläubigeren christlichen Republikaner und Demokraten als den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Ike Eisenhower. Gläubig viel weniger aus einem christlichen Dogma heraus, denn aus der Praxis, seinem eigenen Werdegang vom Militär und berühmten General bis hinauf zur höchsten Stelle der im Letzten ausschlaggebenden Macht. Niemand glaube, daß dieser Mann jemals sein

ihm auferlegtes Amt oder das Vertrauen, das man ihm schenkt, «verraten» werde. Zu sehr wurde dieser Mann durch den größten und grausamsten Weltkrieg, dessen Oberbefehlshaber er war, markiert, als daß er dem mächtigsten Diktator der Welt, der zugleich sein weltanschaulicher Gegner ist, irgendetwas zugestehen würde, das gegen sein eigenes christlichgläubiges wie nationales Gewissen verstoßen würde. Was kann also zwischen zwei so verschiedenen, im Glauben und Charakter gegensätzlichen Männern bei ernstern Verhandlungen schon herauskommen?

*

Die Antwort auf diese Frage gab eigentlich schon Nixon, wenn auch noch unvollkommen. Er schuf eine völlig andere Atmosphäre. Nicht nur zwischen sich und seinem Gesprächspartner, sondern auch zwischen Volk und Volk. Dadurch, daß die Presse beider Länder – von der der Welt abgesehen – wie auch Radio und Television die Reden, Empfänge und die Reise wie vereinbart verfolgen mußten, wurde das Neue, das noch Nicht-Gewußte, an die breitesten Massen herangetragen. Hinter bisher völlig einseitigen Auffassungen wurden – seien wir sehr vorsichtig – Fragezeichen gestellt. Wo sich Fragezeichen erheben, verlangt allein schon die Neugierde, von der Wissensbegierde ganz abgesehen, eine Antwort. Sie kann noch so primitiv sein, so erschüttert sie doch die bisherige Auffassung in einer leise nachwirkenden Weise. Wird dieses Experiment nun in größerem Maßstab vervielfältigt, wie es bei diesen Spitzenbesuchen unweigerlich der Fall sein wird, erhebt sich ein Wald von Fragezeichen. Auf diese Fragen folgen Wünsche, auf unerfüllte Wünsche erfolgen neben neuen Fragen Kritiken, auf diese Forderungen. Kein Diktator kann sich ihnen auf die Länge taub stellen, will er seine Macht behalten. Heute um so weniger, wo das Schicksal der Nationen wie der Regierungssysteme von Hunderten von Millionen arbeitender Menschen abhängt, deren Eliten in allen Industriestaaten (auch den kommunistischen), dank dem Wissen ihrer Schlüsselstellungen, hinter diese Kritiken einen Willen setzen können. Dies bedeutet indes keineswegs, daß innerhalb dieser Entwicklung die Ideologie des Kommunismus aufgegeben oder gar bekämpft würde. Wohl aber wird ihre Form und ihre Lehre der neuen Entwicklung angepaßt. Bevan, der Führer der englischen Arbeiterpartei, sagt daher von seinem sozialistischen Standpunkt durchaus zu Recht: «Der Kommunismus der Prosperität wird sicher nicht mehr derselbe sein, den wir heute kennen. Er wird einen anderen Charakter, eine andere Form, andere Methoden angenommen haben.» Da auf der westlichen Seite die Entwicklung auch nicht stehen bleibt und die kapitalistische Form, allein schon durch den Druck der sozialen Probleme, sich ebenfalls in Umformung befindet, werden sich beiderseits neue Formen bilden, die, in weiten Gebieten, durchaus zu einer Zusammenarbeit kommen können.

Wir rechnen viel zu sehr mit «dem» Kommunismus und viel zu wenig mit den «Dingen», die ihn – und uns – umformen. Wie sagte Lenin?

«Die Staatsmaschine geht nicht immer genau ihren Weg, sie geht manchmal sogar einen anderen Weg als sich der einbildet, der am Steuer sitzt.»

Gegen «den» Kommunismus können und müssen wir uns schützen. Diesen Schutz können wir nur gradweise, auf Grund von handfesten Sicherungen anderer Art abbauen. Gleichzeitig aber müssen wir alle Tore offen halten für die Entwicklung der Dinge, die aus sich heraus zu Umformungen zwingen. Dies umso mehr, als ja gerade unsere Kirche selbst den Entwicklungsgedanken keineswegs feindlich gegenüber steht.

*

Wie immer man aber auch die sich ansetzende Entwicklung beurteilt, sie wird nur in ihren Mitteln politischer, diploma-

tischer, wirtschaftlicher Natur sein, in ihrem Kern aber wird sie ausschließlich geistig-religiös bestimmt. Und dies mehr denn je! Zu viele Leidenschaften, Nationalismen, Egoismen, Herrschsucht, Eifersucht, Zornes- und Wutausbrüche stehen sich heute flammend gegenüber, als daß sie allein durch die Vernunft zurückgehalten und gebändigt werden könnten. Dies umso weniger, als allen noch so gutwilligen Aufbaukräften eine einzige, weitaus entscheidendere Zerstörungskraft mit einem Druck auf einen Knopf Einhalt gebieten kann: die Atombombe, die ja schließlich auch das Ergebnis der – Vernunft ist. Wer selbst leidenschaftlichen Charakters ist, weiß, wie schwer es ist, ihn und sich selbst zu bändigen und wie leicht alle die oben genannten Nebenerscheinungen desselben emporschießen und unser Handeln in die verderbliche Richtung führen. Wieviel schwerer aber ist es, geballte Dämonien, geballte Leidenschaften und ihre vulkanartigen Ausbrüche einzudämmen und ein «Pompeji» unendlich größeren Ausmaßes zu verhüten? Dies wird nur möglich sein, wenn in einer immer größeren Anzahl von Menschen, namentlich in ihrer geistigen Elite, die religiösen Schöpferkräfte mobilisiert werden, die sie zum «Ebenbild Gottes» machen.

In dieser Hinsicht liegt auf uns Christen wohl die schwerste Verantwortung, der sich viel zu Wenige bewußt sind. Es genügt heute nicht mehr, Sonntags frisch gewaschen und gebügelt in die Kirche zu gehen, an den Wochentagen aber genau so zu handeln wie die «Gottlosen», die man angeblich bekämpft. Ebenso irrig wäre es, die Mitgliedskarte einer christlichen Partei als Versicherungspolice gegen den Kommunismus zu betrachten und zu glauben, damit seine Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben. Allzu sehr wird in dieser Hinsicht oft das Beispiel des Samariters vergessen, der das Richtige und Notwendige tat, obwohl er nicht zur «Zunft» gehörte, während diejenigen, deren Aufgabe es war zu helfen, achtlos vorübergingen. Ohne die Schaffung eines anderen Geisteszustandes, einer anderen Atmosphäre, wird unfehlbar der Tag kommen, wo die hochgepeitschten Leidenschaften zum letzten Mittel greifen, das ihnen verblieb: zur Bombe; doppelt und dreifach, als die eine Milliarde unterentwickelter und hungernder Völker sich heute nicht mehr mit den Brosamen begnügen, die von des Reichen Tisch fallen, sondern die Geste des heiligen Martin – die Teilung des Mantels – verlangen. Demgegenüber hilft nur ein heiliger Missionsgeist und mit ihm die in Wort und Tat wirkende Nächstenliebe. Sie allein schaffen die Atmosphäre, in der konstruktive Verhandlungen möglich werden. Sie allein zeigen dem uns noch so feindlich gegenüberstehenden «Nächsten», daß es noch etwas anderes gibt als Feindschaft, Mißtrauen, Habsucht und Egoismus. Sie allein öffnen die Herzen, erzeugen Brüderlichkeit, öffnen den Weg zur Gerechtigkeit und geben der Freiheit jene schöpferische Kraft, die uns zum Ebenbild Gottes macht.

Man öffne die Zeitungen, man höre Vorträge, man lese die Berichte der Parlamentssitzungen: wann wird einmal das Wort für das russische, polnische, chinesische Volk usw. ergriffen? Wann und wo finden sie Anerkennung und Lob für ihre positiven Leistungen, wann wird ihnen die Ehre erwiesen, die ihnen zukommt, ihnen als Volk? Wer hindert

uns denn, die positiven Leistungen seiner Lehrer, seiner Gelehrten, seiner Künstler, seiner Sportsleute, auf die jedes Volk, gleichgültig unter welchem politischen System, stolz ist, anzuerkennen? Es braucht doch nicht immer ein «Sputnik» zu sein, der unsere westliche Welt plötzlich in maßloses Erstaunen setzt, denn schließlich ist doch auch dieser nur möglich durch eine herangebildete Volkselite, die das Werk der Gelehrten auszuführen versteht. Wer hindert uns denn daran, diesen Völkern zu sagen, wie tief wir bedauern, daß es uns bis jetzt nicht gelungen ist, mit ihren Wortführern zu einem Verständnis zu kommen, welches die internationale Lage entspannen und deren Gefahren vermindern könnte? Warum wird immer hinzugesetzt, daß diese bedauerliche Tatsache nur Schuld ihrer Führer sei, wir dagegen unschuldig seien wie die Lilien auf dem Feld? Warum vergessen wir dabei die Millionen Toten, die Massaker, die Massengräber, kurz die furchtbaren Erlebnisse dieser Völker, die tief in ihrer Seele eingegraben sind und zu einem nicht unwesentlichen Teil an ihrer heutigen Haltung uns gegenüber schuld sind? Was nützt es darauf hinzuweisen, daß auch sie Schuld auf sich luden durch diese oder jene ihrer Handlungen? Seit wann rief hienieden Schuld – Unschuld hervor? Wenn Kardinal Spellmann angesichts des Besuches von Chruschtschew anordnete, es soll für ihn gebetet werden, damit er erleuchtet würde und das Mißtrauen uns gegenüber langsam einem freundschaftlichen Vertrauen Platz mache, anerkennt er dadurch den Kommunismus? Nein – aber er handelt als Vertreter unserer Kirche und des Christentums; er bittet aus ihrem Geist und nicht aus dem des «Feindes» heraus. Wir müssen für etwas kämpfen, das über allen menschlichen Leidenschaften liegt, wenn wir diese, in welcher Form auch immer, bekämpfen wollen.

Ohne daß wir dadurch nur ein Jota von unseren Prinzipien aufgeben, denen sich, wenn auch noch so unvollkommen, die Welt der christlichen Zivilisation unterstellte, ohne daß wir dadurch im geringsten unsere eigenen Schutzmaßnahmen aufgeben, ohne daß wir uns über die Regierungen hinweg nur an das Volk wenden oder dieses gegen seine Obrigkeit aufzuputschen versuchen, schaffen wir auf diese Weise eine Atmosphäre, die auf die Länge nicht ohne Einfluß bleiben kann und selbst in die Verhandlungsräume einen frischen, belebenden Luftzug bringt. Nur die «Propaganda», die sich von der des Gegners grundsätzlich unterscheidet, kann Erfolg haben. Und vergessen wir es nicht: selbst der revolutionärste Kommunist hat eine Ahnung von den «Dingen», die die Menschen ändern. Schrieb doch Leo Trotzki in seiner Selbstbiographie über die «Dynamik des historischen Prozesses», eine uns unbekannt Hand walte in den geschichtlichen Ereignissen und ziehe die Teilnehmer am Schnürchen. Wir wissen um diese Hand. Wer hindert uns daran, sie zu bitten, sie möge uns helfen? Niemand!

H. Schwann

² Wie sehr ein solches Beten vereinbar ist mit einem wachen Sinn für den Ernst der gegenwärtigen Situation, hat gerade die Predigt gezeigt, die Kardinal Spellmann Sonntag, den 20. September, gehalten hat. Darin hat er die Gläubigen vor der Naivität einer falsch verstandenen Koexistenz gewarnt.

Die Caritas dankt

«Gib freudig Deinen Franken Notleidenden und Kranken!» Dieser Bitttruf des Schweiz.Caritasverbandes ist von der Bevölkerung gut aufgenommen und grossherzig beantwortet worden, als kürzlich das gefällige CARITAS-Kreuzlein zum Kaufe angeboten wurde. Allen Käufern und Käuferinnen, aber auch allen Kindern und Erwachsenen, welche durch ihre Mitarbeit das gute Werk unterstützen, sei herzlich gedankt.

Schweizerische Caritaszentrale Luzern

MYSTISCHER ODER AUFERSTANDENER LEIB CHRISTI?

Wir sind gewohnt, die Kirche den (mystischen) Leib Christi zu nennen. Geschichtlich taucht dieser Gedanke zum erstenmal bei Paulus auf. Neuere Exegeten behaupten nun, «Leib» im Zusammenhang mit der Kirche sei bei Paulus nicht im übertragenen Sinn als Körperschaft zu verstehen, sondern buchstäblich zu nehmen: die Kirche sei der gestorbene und auferstandene, geisterfüllte und lebenspendende Leib Christi, insofern er nämlich in der Taufe sich die Gläubigen eingliedert, sich mit ihnen in einer noch näher zu bestimmenden Weise identifiziert.

Wenn diese Auslegung wahr ist, lassen sich manche Fragen rund um die Erlösung vertiefen, Fragen wie z. B.:

Warum denn der Logos uns gerade als menschengewordener durch seinen Tod erlöse;

warum er nicht nur moralische, sondern auch physische Instrumentalursache unserer Erlösung sei; wie die einmalige Erlösungstat Christi am Kreuz und die Anwendung der Erlösungsfrüchte zusammenhängen;

warum die Kirche als Heilsanstalt ein Monopol habe;

worin die mystische Beziehung der Kirche mit Christus eigentlich bestehe.

Die Antwort auf diese Fragen im Sinne der oben ange deuteten Auslegung würde kurz zusammengefaßt etwa so lauten:

Der Tod ist nicht nur der Ort, wo Christi menschlicher Sühnegehorsam sich vollendet und endgültig wird, sondern auch notwendiger Durchgang, um verklärter Leib zu werden.

Frei von den Mächten dieses Äons und von irdischer Raumzeitgebundenheit vermag nun Christus die Menschen aller Zeiten und Zonen zu erreichen, um sie zu Gliedern seines auferstandenen Leibes zu machen, d. h. ihnen einen Anteil an seinem eigenen auferstandenen Leben zu geben und darin am ungeschaffenen Leben Gottes. Wer aber so im Leib Christi Anteil am Leben Gottes hat, ist nicht mehr Sünder fern von Gott, sondern Erlöster in der Gemeinschaft mit Gott.

Dieser Kontakt mit dem auferstandenen Leib Christi geschieht durch die Taufe, dadurch also, daß der Sünder Glied der sichtbaren Kirche wird.

Insofern nun das eine ungeschaffene Leben Gottes im auferstandenen Leib Christi und in seinen Gliedern lebendig ist, kann in einem wirklichen Sinn von einer Identifikation der Gläubigen (oder der Kirche) mit Christus gesprochen werden. Paulus kann daher mit Recht sagen: die Kirche ist der (auferstandene) Leib Christi.

Aber hat das Paulus wirklich behauptet? Es soll versucht werden, die wichtigsten Argumente für diese Interpretation kurz darzustellen, und zwar in zwei Schritten: 1. Die Kirche ist der auferstandene Leib Christi. 2. Christus stirbt, um auferstandener Leib zu werden. Die vitale Bedeutung dieser beiden Sätze liegt darin, daß nur der das ewige Leben findet, der Glied des auferstandenen Leibes Christi wird.

Die Kirche ist der auferstandene Leib Christi

Wer diese Interpretation selbstverständlich findet, möge einmal die gewöhnlichen Kommentare befragen. Sie stimmen fast ausnahmslos darin überein, im Ausdruck «Leib Christi» ein Bild, eine Metapher zu sehen. Diese Auffassung dürfte wohl der Hauptgrund sein, warum die Exegeten in der näheren Auslegung des Ausdrucks «Leib Christi» ganz erheblich auseinandergehen; denn Bilder und Vergleiche hinken immer irgendwo, und es ist schwer zu sagen, wie weit ein Bild in der Absicht des Autors Modell der Wirklichkeit ist und wie weit eben nicht.

Wir finden in den Auslegungen alle möglichen Schattierungen: von Leib Christi als rational durchschaubarer Einheit der Einordnung und Zusammenarbeit vieler (übernatürlich ausgerüsteter) Einzelner bis zu Leib Christi als eines überationalen, übernatürlichen (mystischen) Organismus, aufgebaut aus den Gliedern der Kirche. Das Lebensprinzip oder die Seele dieses Organismus ist nach einigen Christus, nach andern der Heilige Geist. Der Akzent im Bilde vom Leib Christi liegt einmal auf der Einheit der Glieder unter sich, dann wieder auf der Verbundenheit der vielen Einzelnen mit Christus. Dabei geht diese Verbundenheit von einer nicht näher bestimmten Abhängigkeit bis zu einer so engen Beziehung zu Christus, daß die Autoren geradezu von einer Identifikation der Einzelnen oder der Kirche mit Christus sprechen.

Im Gegensatz dazu interpretieren neuere Exegeten¹ den Ausdruck «Leib Christi» im Zusammenhang mit der Kirche nicht bildlich, sondern buchstäblich: der persönliche Leib Christi, so wie er jetzt existiert, als auferstandener Leib. Was sind die Gründe dafür? Fragen wir zuerst die Hauptbriefe, dann die Gefangenschaftsbriefe.

Die Hauptbriefe (1 Kor und Röm)

Die älteste Stelle, die ausdrücklich vom Leib Christi redet, steht im ersten Korintherbrief. Darin findet sich ein Abschnitt über die Charismen, die Geistgaben (1 Kor 12–14). Diese sind von den neubekehrten Korinthern sehr gesucht, vor allem die sogenannte Zungenrede, eine Art Ekstase. Gegenüber dieser einseitigen Bevorzugung betont Paulus die Vielheit der Gaben des einen Geistes (1 Kor 12,1–11), die Notwendigkeit dieser Vielheit (12,12–30), das Kriterium ihrer Echtheit, nämlich die Liebe (1 Kor 13) und die apostolische Fruchtbarkeit (1 Kor 14).

Im Zentrum des Abschnitts 12,12–30 steht der Vergleich der Gemeinde mit einem Leib, einem Organismus. Eine Gemeinschaft und ihre Mitglieder mit einem Leib und seinen Gliedern zu vergleichen, war damals ein Gemeinplatz. Paulus benützt diesen Vergleich, um zwei Dinge klar zu machen: Es müssen in einer Gemeinde viele und verschiedenartige Geistgaben und Ämter vorhanden sein (Vers 14: «Der Leib ist nicht ein einziges Glied, sondern viele»); trotzdem aber muß Zusammenarbeit und Einheit herrschen (Vers 20: «Da gibt es zwar viele Glieder, aber nur einen Leib»; Vers 25: «Non sit schisma in corpore»).

1.

In Vers 27 (vgl. Röm 12,4f.) wird nun der Vergleich 12,14–26 zusammengefaßt und in 12,28–30 auf die Wirklichkeit angewendet. Man sollte erwarten: Ihr aber (als ganzes) seid wie ein Leib, einzelgenommen aber Glieder. Statt dessen sagt Paulus: «Ihr aber seid Leib Christi und einzelgenommen Glieder.» Das erwartete «wie» fehlt. Das kann durchaus fehlen, ohne daß damit das Gleichnishafte notwendig gelehnet würde. Auffällig aber ist dann, daß Paulus die Gemeinde nicht mit einem Leib an sich, sondern mit dem Leib eines Individuums, dem Leib Christi, vergleicht. Was aber soll ein Vergleich mit dem individuellen Leib Christi leisten, was nicht schon der Vergleich mit einem Leib schlechthin leistet? Der Text sagt nicht das geringste darüber. Das zeigt aber, daß Paulus gar keinen «Vergleich» mit dem Leib Christi zieht. Er gebraucht keine Metapher, sondern einen Begriff, nämlich «Leib» im übertragenen Sinne von «Körperschaft»: «Ihr seid (eine) Körperschaft Christi» (analog z. B. zu «Armee-corps des General Dufour»). Aber auch diese Interpretation ist unwahrscheinlich. Denn «Leib» bedeutet im Griechischen zur Zeit Pauli nie (oder nur in zwei, drei zweifelhaften Fällen) «Kollektiv», «Verband», «Körperschaft» und außerdem war Paulus von seiner hebräischen Herkunft her wenig vorbereitet, in einer antizipierenden Intuition dem Wort «Leib» seine erst später entstandene kollektive Bedeutung unterzuschieben.

«Leib» deckt sich bei Paulus weitgehend mit «Fleisch», das nie ein Kollektiv besagt.

So bleibt uns nur noch eine Möglichkeit, den Ausdruck buchstäblich nehmen: Ihr seid Leib Christi, d. h. gestorbener und auferstandener Leib des Herrn. Wenn das überhaupt etwas bedeutet, dann nur eines: eine wirkliche, wenn auch nur teilweise Identifikation der Gläubigen mit dem Leib des Herrn.

Eine teilweise Identifikation: eine absolute ist völlig ausgeschlossen. Christus steht dem Gläubigen gegenüber wie das Du dem Ich. Und nur unter dieser Bedingung kann Leib Christi auch Christi persönlicher Leib bleiben.

Dennoch ist die Identifikation eine wirkliche: sonst hören wir auf, den Ausdruck wörtlich zu nehmen und fallen zurück in eine der abgelehnten Auslegungen. Wir stellen übrigens keine unwahrscheinliche Hypothese auf. Sowohl Paulus wie Johannes kennen eine solche Identifikation des Gläubigen mit Christus (vgl. z. B. Gal 2,20; Joh 6,55). Der genauere Sinn dieser Identifikation muß sich später ergeben, wenn wir unsere Annahme in andern Stellen der paulinischen Briefe verifiziert haben.

Aber – könnte man sagen – mag die wörtliche Interpretation des Ausdrucks «Ihr seid Leib Christi» in sich auch nicht unmöglich sein, so kommt sie dennoch hier nicht in Frage; denn sie unterbricht den Zusammenhang. Paulus spricht die ganze Zeit von der Verbundenheit der Vielen unter sich und nicht von deren Verbundenheit mit Christus. Gewiß! Aber das zweite ist der Grund für das erste! Der Gedanke der Vielen, die wie ein Leib sind, ruft dem Gedanken Leib Christi. Paulus benützt diese Assoziation; denn sie ist sinnvoll. Sie erklärt für ihn, warum die Gemeinde wie ein Leib sein soll: weil das einzelne Gemeindeglied mit dem Leib Christi eins ist, daher muß es mit den andern ebenso christusverbundenen Gliedern eins sein wie die Glieder eines Leibes. Unsere Verbundenheit mit Christus führt zur Verbundenheit unter uns. Paulus möchte in Vers 27 beide Aspekte ausdrücken, den mystischen und den sozialen. Daher sagt er nicht: «Ihr seid wie ein Leib»; denn sonst steht nichts darin von der Christusverbundenheit, die diese Einheit begründet. Er sagt auch nicht: «Ihr seid der Leib Christi»; denn sonst ist die daraus resultierende Verbundenheit mit den Gliedern nicht ausgedrückt und der Zusammenhang ist damit unterbrochen. Daher die schwebende Formel: «Ihr seid Leib Christi», ohne Artikel. Ihr seid wie ein Leib, weil Leib Christi. Wir finden eine ähnlich schwebende Formel in Röm 12,4f., um denselben Doppelaspekt auszudrücken: ein einziger Leib in Christus (statt ein einziger Leib Christi, was sprachlich schlecht wäre).

2.

Betrachten wir nun den einleitenden Vers 12 (vgl. dazu Röm 12,4f.): «Wie nämlich der Leib einer ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obwohl es viele sind, nur einen Leib bilden, so auch Christus.» Logisch müßte es heißen «so auch die Kirche». «Christus» kann in Vers 12b nicht den persönlichen, gestorbenen und auferstandenen Christus bedeuten, sonst hat Paulus keinen Vergleich gezogen. «Christus» muß eine geeinte Vielheit sein, der «mystische Christus» (= die Kirche) oder der «Christus totalis» (Kirche mit ihrem Haupt Christus). Aber sind wir wirklich gezwungen, dem Wort «Christus» eine neue, kollektive Bedeutung zu geben, die das Wort sonst nirgends mehr in den Paulusbrieffen hat? Das sollte man doch nur tun, wenn wirklich kein anderer Ausweg mehr bleibt. Es bleibt aber ein Ausweg: die relative Identifikation der Gläubigen mit Christus, die wir schon für Vers 27 postuliert haben. «Christus» bedeutet demnach den Herrn, der sich die vielen Gläubigen eingliedert hat und mit ihnen nun irgendwie eins ist. Paulus spricht somit nicht erst in Vers 27 von unserer Verbundenheit mit Christus, sondern schon hier in Vers 12.

Vers 13 erklärt nun, wie die Vielen mit Christus verbunden werden: «In einem (einzigem) Geist sind wir alle auf einen (einzigem) Leib getauft worden, ob Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie; ...». Taufen auf einen (einzigem) Leib meint dabei jemanden «hineintauchen in eine einzige (bereits existierende) Körperschaft» oder «dieser Körperschaft aneignen», d. h. jemanden zum Glied der Gemeinde oder der Kirche machen.

Gegen diese Übersetzung des Begriffes «Leib» erheben sich natürlich die gleichen Einwände wie gegen die kollektive Auffassung von «Leib» in Vers 27. «Leib» kann nicht «Körperschaft (der Christen)» bedeuten, sondern nur «Leib (einer Person)». Ja, die Formel «taufen auf» ist bei Paulus stets mit der Erwähnung der Person verbunden, mit der man durch die Taufe in Beziehung tritt: getauft werden auf Christus Jesus (Röm 6,3), auf seinen Tod (Röm 6,3f.), auf Moses (1 Kor 10,2) usw. Aus dem Zusammenhang heraus kann diese Person in Vers 13 nur Christus sein. Daß «Leib» für eine Person stehen kann, ist nicht erstaunlich. Denn im hebräischen Denken ist Leib nicht ein Stück des Menschen, das er hat; Leib ist der ganze Mensch, die Person, deren Leibhaftigkeit besonders herausgehoben werden soll. Ersetzen wir «Leib» durch «Christus», so wird Vers 13 eine genaue Parallele zu Gal 3,27: «Denn ihr alle, ihr seid getauft auf Christus, ...; da gibt es weder Jude noch Grieche, weder Mann noch Frau; ...».

Unsere Hypothese, daß «Leib (Christi)» in 1 Kor 12,12–30 (und in Röm 12,4f.) den persönlichen Leib Christi meint, läßt sich also auf der ganzen Linie ungezwungen durchführen.

Andere Stellen des gleichen Briefes bestätigen sie. Wenn «Leib» der persönliche Leib Christi ist, Leib aber für einen Hebräer die konkret menschliche Person bedeutet, dann muß Paulus nicht nur sagen können «ihr seid Glieder des Leibes Christi» (1 Kor 12,27; Eph 5,30), sondern ebensogut «eure Leiber (= ihr) sind Glieder Christi (= Glieder seines Leibes)». Tatsächlich hat das Paulus in 1 Kor 6,15 gesagt. Dabei wird diese Behauptung, die sachlich dasselbe meint wie 1 Kor 12,12f., 27, als selbstverständlich und bekannt hingestellt: «Wißt ihr denn nicht, daß eure Leiber Christi sind?»

Ebensogut spricht 1 Kor 10,17 für die buchstäbliche Auffassung: «Weil ein Brot ist, sind wir, die vielen, ein Leib; denn wir alle nehmen ja an dem einen Brot teil.» Wir werden Leib Christi und daher unter uns wie ein einziger Leib, weil wir am einen Brot, dem eucharistischen Leib Christi teilnehmen.

Die Gefangenschaftsbrieife (Kol und Eph)

Werden aber nicht alle diese Ausführungen in den Gefangenschaftsbrieffen in Frage gestellt? Dort wird nämlich Christus als Haupt dem «Leib der Kirche» (Kol 1,18) gegenübergestellt: «Er (Gott) hat ihm (Christus) alles zu Füßen gelegt und hat ihn, an der Spitze von allem, zum Haupt der Kirche gemacht, die sein Leib ist, ...» (Eph 1,22f.; 5,23).

1.

Wir stehen damit vor einer Schwierigkeit: Christus und der Leib sind nicht mehr identifiziert. Christus thront vollendet im Himmel (vgl. Kol 3,1; Eph 1,20; 4,10). Der Leib, die Kirche, dagegen entwickelt sich auf Erden, empfängt von Christus Energien, um auf ihn hin zu wachsen (Eph 4,12.15f.; Kol 2,19). Diese Unterscheidung von Christus und dem Leib und andererseits die Identifikation dieses Leibes mit der Kirche (Kol 1,18) beweisen doch aber, daß «Leib» hier nicht Christi Leib, nicht Christus selber ist, «Leib» somit eine kollektive Bedeutung haben muß. Wenn hier, warum nicht schon in den Hauptbrieffen?

Aber das ist nur eine Seite des Tatbestandes. Erst hier in den Gefangenschaftsbrieffen erhält die Formel «Leib Christi» ihre endgültige, scharfe Prägung: «Der Leib des Christus» (Kol 2,17; Eph 4,12) oder «Sein Leib» (Kol 1,24; Eph 1,22)

im Gegensatz zum unbestimmten «Leib Christi» (1 Kor 12,27). Dieser Ausdruck meint in sich genau so gut den persönlichen Leib Christi wie z. B. «der Leib seines Fleisches» in Kol 1,22. Mit diesem Leib wird die Gesamtkirche ausdrücklich identifiziert: «... Kirche, die sein Leib ist» (Eph 1,23; vgl. Kol 1,24); genau wie in 1 Kor 12,27 die Gemeinde: «Ihr seid Leib Christi».

Wiederum kann es sich nur um eine begrenzte Identifikation handeln. Von einer solchen ist auch sachlich in sehr starken Ausdrücken die Rede: Wir sind so sehr eins mit Christus, daß wir mit ihm auferstanden sind (Kol 2,12f.; 3,1), mit ihm im Himmel thronen (Eph 2,6), von der Fülle erfüllt sind, mit der er selber als Verklärter dauernd erfüllt wird (Eph 1,23; Kol 2,10).

Im übrigen sind wir nirgends gezwungen, dem Wort «Leib» eine kollektive Bedeutung zu geben. Nirgends begegnen uns Formulierungen wie z. B. «Leib der Christen». Der Ausdruck «Leib der Kirche» in Kol 1,18 ist sicher nur eine Abkürzung der Formel, die ein paar Verse weiter in 1,24 steht: «... sein Leib, der die Kirche ist.»

An einigen Stellen spricht Paulus nicht von «Seinem Leib» (sc. Christi Leib), sondern bloß vom Leib: «ein (einziger) Leib» (Kol 3,15; Eph 2,16; 4,4); der «ganze Leib» (Kol 2,19; Eph 4,16) oder einfach «Leib» (Eph 4,16; 5,23; Kol 1,18). Paulus schreibt dann so, wenn er neben dem mystischen auch den sozialen Aspekt ausdrücken will. Er muß so schreiben, gerade weil «Leib» stets den Leib einer Person bedeutet: unmöglich von «Christi einzigem Leib» zu sprechen, als ob Christus mehrere Leiber haben könnte. Zudem muß «Leib» für «Kirche» stehen können (was nicht heißt: Kirche bedeuten), weil und insofern der Leib Christi sich die Gläubigen durch die Taufe angegliedert hat. Eine solche Supposition wird das Sprachgefühl des Apostels um so weniger verletzen, als die Kirche in den Gefangenschaftsbriefen stark personifiziert erscheint, als Hypostase und nicht als Kollektiv empfunden wird, «Leib» aber für einen Hebräer ohne weiteres für eine Person stehen kann.

2.

Wir haben somit zwei Textreihen vor uns: die eine scheint die Identifikation der Kirche mit dem (auferstandenen) Leib Christi zu verneinen, die andere ebenso entschieden zu bejahen. Wie aber versöhnen wir die zwei widersprüchlichen Textreihen? Die Antwort liegt in der Tatsache, daß der Vorstellungskreis «Haupt» und der Vorstellungskreis «Leib» ursprünglich unabhängig sind und erst nachträglich miteinander verknüpft wurden, um bisher Erreichtes zu präzisieren.

Paulus muß gegen die gnostischen Tendenzen unter den Gläubigen die absolute Überlegenheit und einzige Mittlerschaft Christi verteidigen. Dazu gebraucht er das Bild des Hauptes. Im Alten Testament bedeutet diese Metapher «Chef», Ursprung der Autorität und Souveränität. In diesem Sinne finden wir den Vergleich zum erstenmal in 1 Kor 11,3: Christus ist Haupt des Mannes, der Mann Haupt der Frau. Im gleichen Sinn wird Christus in Kol 2,10 «Haupt jeglicher Herrschaft und Macht» genannt. Und in Eph 1,20–22 heißt es von Christus, er sei «über allen Herrschaften, Mächten und Gewalten oder was es sonst noch geben mag». Endlich lesen wir in Eph 1,10, daß alle Dinge in Christus zusammengefaßt werden, und zwar so, daß sie Ihm als dem Haupt unterworfen sind. Christus als Haupt soll die absolute Überlegenheit und den unbestreitbaren Vorrang Christi über alle (gnostischen Mittels-) Mächte und (jüdischen) Engel (-hierarchien) zeigen.

Christus wird aber auch Haupt der Kirche genannt (Eph 1,22). Notwendigerweise! Denn auch sie ist Ihm unterworfen, so sehr sie mit Ihm eins sein mag, so sehr sie Sein Leib ist; denn die Identifikation ist eben nur eine begrenzte und die Kirche ist für Paulus nicht nur der Leib Christi, sondern auch Versammlung der Heiligen, Volk Gottes, dessen Chef Christus ist.

Paulus versucht nun nachträglich, eine Beziehung des Hauptes zur Kirche auch als Leib zu finden. Christus, das Haupt, bleibt Chef der Kirche, bekommt aber als Haupt eine neue Rolle, die er gegenüber dem Kosmos und seinen Mächten nicht hat; er wird zum Lebensquell und Impulszen-

trum der Kirche, seines Leibes. Diese «physiologische» Interpretation ist nicht mehr hebräisch. Paulus läßt sich von der zeitgenössischen Medizin inspirieren, über die er wohl von Lukas, dem «lieben Arzt» (Kol 4,14) informiert war.

Diese Verknüpfung von Haupt und Leib ist nichts Selbstverständliches und Notwendiges. Der Gedanke «Haupt» ruft keineswegs dem Gedanken «Leib» und umgekehrt. Zwei Beobachtungen bestätigen das: Christus ist Haupt der Mächte und Herrschaften. Dennoch sind sie keineswegs Glieder seines Leibes. Die Glieder, das sind die Erlösten. Die kosmischen Mächte aber sind keine Erlösten, sondern Unterworfenen (Kol 2,10), zu Füßen Christi (Eph 1,21f.; vgl. 1 Kor 15,24 f.), ihrer Autorität über die Menschen beraubt (Kol 2,18), besiegte Gefangene im Siegeszug Christi (Kol 2,15); sie kennen das Mysterium nicht und müssen es von der Kirche erfahren (Eph 3,10). Die Versöhnung dieser Mächte mit Gott (Kol 1,20) besteht in ihrer Unterwerfung unter die Oberherrschaft Christi (Eph 1,10). Christus als Haupt ist Quelle des Lebens nur für seinen Leib (Kol 2,19; Eph 4,15f.). Umgekehrt ruft die Entwicklung des Leibgedankens in 1 Kor 6,15f., 10,17, 12,12ff. nie der Idee des Hauptes. Das Haupt ist nichts als ein (besseres) Glied am Leib (1 Kor 12,21).

Durch diese Verknüpfung zweier ursprünglicher Ideenkreise zu einer einzigen Vorstellung «Christus, Haupt seines Leibes» erreicht Paulus eine Präzisierung, die Grund dieser Verknüpfung ist: die Kirche bleibt sein Leib, d. h. mit Christus eins in seinem gestorbenen und auferstandenen Leib. Aber dieses Einssein, diese Identifikation ist jetzt als begrenzte und relative herausgestrichen, indem Christus nicht nur der Leib ist, der sich die Gläubigen angliedert, eins mit ihnen wird, sondern auch Haupt, das diesem Leib gegenübergestellt wird.

Die Kirche ist also nicht bloß Körperschaft Christi, d. h. Gemeinschaft, die von Christus gegründet wurde und erhalten wird, sondern auch in einem wahren Sinn der auferstandene Leib Christi. Ein zweiter Teil wird zu zeigen versuchen, wie diese Auffassung ins Ganze der paulinischen Theologie hineinpaßt.

P. Paul Erbrich, Wien

Anmerkung

¹ Die Mehrzahl der Autoren, die in den letzten 20 Jahren sich die Frage nach dem Sinn (und der Herkunft) des Ausdrucks «Leib Christi» bei Paulus zum ausschließlichen Gegenstand einer Untersuchung gemacht haben, sehen in ihm den gestorbenen und auferstandenen Leib des Herrn und nicht ein Kollektiv.

Ernest Percy: Der Leib Christi in den paulinischen Homologomena und Antilegomena, Lund 1942; nicht katholisch. – Lucien Cerfaux: La théologie de l'Eglise suivant saint Paul, Paris 1942. – L. Malevez SJ: L'Eglise, corps du Christ, sens et provenance de l'expression chez saint Paul, in der Zeitschrift «Science Religieuse» 1943, S. 27–94.

Diese drei Autoren scheinen voneinander unabhängig zu sein.

John A. T. Robinson: The Body, a study in Pauline Theology, London 1952; nicht katholisch.

P. Benoit OP: Corps, Tête et Plérôme, in der «Revue Biblique» 1956, S. 5–44. Dieser Autor zitiert alle bisher angeführten Autoren.

Eine ganze Anzahl von Exegeten haben in Rezensionen und Kommentaren in zustimmendem Sinn Stellung zu dieser Interpretation bezogen, z. B.:

H. Schlier und V. Warnach: die Kirche im Epheserbrief, Münster 1949. – P. Lyonnet SJ in seiner Kritik an Robinson in «Biblica» 1955, S. 106.

Nur wenige haben sich ausdrücklich dagegen ausgesprochen, z. B.:

Ernest Best: One Body in Christ, London 1955; nicht katholisch. – Seine Ablehnung beruht letztlich darauf, daß er eine Identifikation der Gläubigen mit dem auferstandenen (Leib des) Christus nur als Totalidentifikation denken kann, was natürlich nicht im Sinne des heiligen Paulus ist. – J. Bonsirven SJ in seiner Kritik an Cerfaux' Kirchenbuch (Ausgabe 1948) in «Biblica» 1950, S. 412ff. – K. Prümm SJ in seiner Kritik an Schlier und Warnach in «Biblica» 1952, S. 258ff.

Auffälligerweise geht Th. Soiron OFM in seinem Buch «Die Kirche als der Leib Christi» (Düsseldorf 1951) gar nicht auf diese Autoren oder ihre Ansicht ein.

Die AFIC, ein Beispiel der Laienmission

Wozu Laienmissionare?

Die theologische Reflexion der letzten Jahrzehnte wandte sich dem Mysterium der Kirche zu. Gleichzeitig fand eine praktische Neubelebung des kirchlichen Geistes in Laienkreisen statt, die nach ihrer spezifischen Funktion in der Kirche frugen. Der innere Zusammenhang beider Strömungen ist unübersehbar. Er muß sich auch dort in Tat und Leben auswirken, wo die Kirche als Kunderin des Evangeliums in den «Missionsländern» in Erscheinung tritt. Durch ihre Gegenwart Christus selbst gegenwärtig zu setzen ist das ihr aufgetragene Ziel. Gegenwart Christi und der Kirche bedeutet aber mehr als die Bekehrung einer kleinen oder großen Zahl von Menschen. Sie meint eine «Inkarnation» des Reiches Gottes in einem Land und umfaßt deshalb neben einer einheimischen Hierarchie, einheimischer kirchlicher Institutionen und religiöser Orden auch notwendig eine einheimische christliche Laienschaft; sie meint ein Eindringen und Wurzelfassen des Christentums in einem Volk, in allen seinen Werten, seinen Einrichtungen.

Diese in die Breite und Tiefe gehende Verchristlichung kann nur von christlichen Gliedern eben dieses Volkes geleistet werden, wie das vor allem die Missionszyklika Pius XII. «Evangelii Praecones» nachdrücklich betont hat. Die Hauptverantwortung für eine feste Einwurzelung der Kirche, deren Grund die Missionare legen, liegt demgemäß bei den Christen des jeweiligen Landes selbst. Ihre Aufgabe ist, je nach ihrem Beruf, die Durchdringung aller Lebensbereiche mit christlichem Geist. Die Kirche im Missionsland bedarf zum Aufbau ihrer selbst einer apostolischen Laienelite als Basis. Sie braucht christliche Zellen, die durch ihr Zeugnis und durch die vom Heiligen Geist erfüllte zündende Kraft ihres Lebens in Geduld und Hoffnung eine fortschreitende Umgestaltung der Sozialstrukturen und der Umwelt bewirken. Es ist eines der vordringlichsten Anliegen der heutigen Missionskirche, eine solche Laienelite ins Leben zu rufen.

Eine christliche, apostolische Laienelite entsteht aber nicht von selbst und nebenher, sie ist Schöpfung des Heiligen Geistes, der seine Werke durch und in den Bemühungen der Kirche wirkt. So wie sie durch Mitteilung der Liebe zur Einheit in Christus führen soll, so ist sie selbst Frucht einer Mitteilung apostolischer Glut, einer Kommunikation der geistlichen Güter. Das geschieht gewiß weniger durch Lehre und Anweisung als durch Zusammenarbeit in der Liebe Christi, durch ein brüderliches Bemühen miteinander, jenes Miteinander, welches das Kennzeichen der Jünger Christi ist. Dieses innere Gesetz geistlicher Fruchtbarkeit ist nun der Daseinsgrund für Laienmissionare. Sie wissen sich von Gott gerufen, durch ihre Liebe und ihr Zeugnis eine einheimische katholische Laienelite zu erwecken. Dies ist ihr Anteil am Missionswerk, die ihnen als Laien zufallende besondere Verantwortung, die sie weder an die Missionspriester noch an die missionarischen Orden und Kongregationen abgeben können.

Die Entstehung der AFIC

Die Internationalen Katholischen Missionshelferinnen (Auxiliaires Féminines Internationales Catholiques)¹ sind eine Gesellschaft von Laien – Mädchen und Frauen –, die in der Erkenntnis dieser Verantwortung und dieses göttlichen Rufes eine dem Ziel angepaßte, ganz auf diesen Dienst innerhalb des Missionsapostolates der Kirche ausgerichtete Form der Laienmissionsarbeit verwirklicht haben.

¹ AFIC, 84, rue Gachard, Bruxelles/Belgique.

Pater Vincent Lebbe

Die Gründungsgeschichte der Gesellschaft beginnt eigentlich in China. Dort entstand die Gesellschaft auf Anregung und im Geiste des Chinamissionars P. Vincent Lebbe († 1940 in Tschungking) und als Antwort auf den Ruf chinesischer Bischöfe nach Laienmitarbeitern im Missionswerk ihres Landes. Pater Lebbe begründete in der Missionsgeschichte jene Bewegung, die eine «Einpflanzung» der Kirche auf der Basis der Einsetzung eines einheimischen Klerus, vor allem einheimischer Bischöfe, erstrebte. Heute hat sich diese Richtung allgemein durchgesetzt und in den Missionszykliken der letzten Päpste ihre Bestätigung gefunden. Damals aber hatte P. Lebbe mühevollen Kämpfe und bitterste Erlebnisse zu bestehen. Die Frucht seiner Mühen war die Weihe der ersten sechs chinesischen Bischöfe durch Papst Pius XI. im Jahre 1926. Dieses für die Entwicklung der Missionen in allen Ländern bedeutsame Ereignis wurde zum Ausgangspunkt zunächst für die Gründung der *Société des Auxiliaires des Missions* (SAM), einer Gesellschaft von Weltgeistlichen, die sich im Geist des P. Lebbe in den Dienst der einheimischen Bischöfe als diözesaneigene Priester stellen. P. Lebbe wie auch die chinesischen Bischöfe erkannten aber auch die unbedingte Notwendigkeit der Mitarbeit von Laien. Sie sprachen den dringenden Wunsch nach Helferinnen aus, die sich in ähnlicher Weise wie die Priester der SAM den Bischöfen im Missionsland zur Verfügung stellen würden. *Abbé Boland*, der Gründer der SAM und Freund von P. Lebbe, griff ihren Wunsch auf und faßte den Plan der Gründung einer Gesellschaft, deren Ziel und Aufgabe es wäre, im Auftrag eines Bischofs im Missionsland sich in spezifisch apostolisch-missionarischer Tätigkeit einzusetzen.

Unter dem Namen «*Société des Auxiliaires Laïques des Missions*» entsteht im Jahre 1937 die Gesellschaft, die sich heute «*Auxiliaires Féminines Internationales Catholiques* (AFIC) nennt. *Abbé Boland* und *Yvonne Poncelet*, die bis zu ihrem Tod im Jahre 1955 Generalpräsidentin war, sind ihre Gründer. Der Ausbruch des Krieges verhindert eine rasche Entfaltung, ermöglicht jedoch die der Gesellschaft eigene Funktion in der Kirche und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für ihren Aufbau, die Formung ihrer Mitglieder, die Grundzüge ihres geistlichen Lebens auszuarbeiten. Im Jahre 1946 können die Statuten, unter Vorbehalt nachträglicher Änderung nach Ablauf von zehn Jahren, bei der S.C. de Propaganda Fide vorgelegt werden, die ihre offizielle Billigung ausspricht. Die endgültigen, im Licht der Erfahrung überprüften Statuten finden im Jahre 1956 die Zustimmung der Hl. Kongregation für Glaubensverbreitung, von der die Gesellschaft abhängt.

Das Ziel der Gesellschaft

Die Zielsetzung der Internationalen Katholischen Missionshelferinnen ist eine ausschließlich missionarische. Der Notwendigkeit der Stunde und ihrer Berufung als Laien entsprechend besteht ihr Missionsapostolat in der Mitarbeit an der Heranbildung einer reifen, verantwortungsbewußten katholischen Laienschaft, an der Gründung lebendiger katholischer Gemeinden, ohne deren Existenz ja die Kirche als ein alle ihre Glieder mit ihren verschiedenen Funktionen umfassender Organismus sich nicht einwurzeln kann. Diesen Dienst wollen die Missionshelferinnen in allen Ländern leisten, in denen die Kirche ihre Gegenwart wünscht.

Die innere und äußere Umwandlung der Strukturen, die sich gegenwärtig in Asien und Afrika vollzieht und die sich weitgehend ohne einen spürbaren gestaltenden Einfluß der Christen schon vollzogen hat, fordert gebieterisch die schöpferische Tätigkeit einer katholischen Laienelite, die fähig und bereit ist, gestützt auf ihre soziale, berufliche, politische Kompetenz und auf ihre ebenso wichtige Reife in einem geistlichen Leben eigener Prägung, die christliche Botschaft im Leben ihres Volkes Fleisch werden zu lassen.

Die Missionshelferinnen sind sich voll auf bewußt, daß die Reich-Gottes-Werdung in einem Volk alle seine Werte, seine Eigenart, seine nationalen Reichtümer einbeziehen muß, um die fortschreitende Inkarnation Christi im Aufbau seines mystischen Leibes volle, unverstümmelte Wirklichkeit werden zu lassen. Es ist nicht Selbstaufgabe, son-

dern ein völliges und freudiges Sicheinfügen in die Weise Gottes, uns zu erlösen, wenn die Missionshelferinnen um eine Eingliederung in das Volk, das sie aufnimmt, sich bemühen, wenn sie sein Leben und seine Leiden teilen, seine Wünsche und gerechten Bestrebungen sich innerlich zu eigen machen. Den jungen Christen des Volkes selbst kommt es zu, aus der wechselseitigen Durchdringung der traditionellen Werte des Orients, Afrikas und der abendländischen Kultur, wie sie die moderne Welt mit sich gebracht hat, eine fruchtbare Synthese mit einer einmaligen und ganz besonderen nationalen Färbung zu verwirklichen.

Die Missionshelferinnen widmen sich insbesondere der Heranbildung einer einheimischen Frauenelite. In manchen Ländern bleiben die der Frau zugänglichen Bildungsmöglichkeiten noch hinter denen des Mannes zurück, aber mehr und mehr werden sich die Frauen ihrer zentralen Stellung in einer harmonischen sozialen Entwicklung und ihres reichen Ausstrahlungsvermögens in ihrer Familie, aber auch in sozialer Tätigkeit, die über den Rahmen des Familienlebens hinausgeht, bewußt. Sie suchen nach Möglichkeiten, ihre Berufung als christliche Frau voll zu verwirklichen. Dabei müssen sie aber geleitet und unter Beachtung der örtlichen Verhältnisse, der alten und neuen Lebensbedingungen unterstützt werden. Darum genügt es nicht, wenn die Laien-Missionare ihre berufliche Kompetenz und ihre persönliche Erfahrung im Geistlichen einsetzen; sie müssen lebendige Glieder der einheimischen Kirche werden. Die Missionshelferinnen versprechen in ihrem Eid, sich mit Herz, Denken und Tun als Bürgerinnen des Landes, in dem sie leben und arbeiten, anzusehen, ganz im Geist des heiligen Paulus, der den Juden ein Jude, den Römern ein Römer sein wollte, und im Geist seines Schülers, des Paters Lebbe.

Diese Forderung der aufrichtigen äußeren und inneren Anpassung setzt einen großmütigen und radikalen Verzicht auf die Denk- und Lebensgewohnheiten des Ursprungslandes voraus. Ihr ganzer Ernst kommt darin zum Ausdruck, daß diese Eingliederung in ein neues Volk und eine neue Heimat keine vorübergehende sein kann, sondern im Prinzip endgültig ist und mit einem ungeteilten Herzen geleistet werden soll.

In ihrem neuen Volk stehen die Helferinnen mit ihrer ganzen Person ohne Vorbehalt im Dienst der Kirche, und die von ihnen aufgebauten oder geförderten und geleiteten Werke und Einrichtungen verbleiben nicht unter ihrer Leitung, sondern gehen so bald wie möglich in die Hände Einheimischer über. In uneingeschränkter Verfügbarkeit wollen die Helferinnen nichts als Helferinnen sein. Sie gründen deshalb in keinem Land eigene Werke, sondern erfüllen, und zwar in möglichst weitgehender Zusammenarbeit mit den Einheimischen, die ihnen von ihrem Ortsbischof zugewiesenen Aufgaben oder stellen ihre Mitarbeit dort zur Verfügung, wo sie dem Bischof für die Kirche als wertvoll erscheint. Ihre Arbeit ist eine echt missionarische und vollzieht sich darum innerhalb des Raumes, der ihnen von der Kirche zugewiesen ist, nicht in Verfolgung eines von der Kirche und ihren Amtsträgern unabhängigen Ideals. Sie betrachten also ihre Unterordnung unter den Bischof nicht als eine zusätzliche Verpflichtung, sondern als die notwendige Grundlage ihres gesamten Tuns. Sie stehen im Auftrag der Kirche und suchen eine möglichst enge Zusammenarbeit in gegenseitigem Vertrauen.

Arbeitsweise

Die Missionshelferinnen leben und arbeiten in Gruppen von mindestens drei Gliedern möglichst verschiedener nationaler oder rassischer Herkunft (zur Gesellschaft gehören Mädchen aus Afrika, Amerika, Asien, Europa, und zwar aus mehr als zwanzig verschiedenen Nationen) und in verschiedenen Berufen. Das schwesterliche Zusammenleben und -arbeiten bei aller äußeren und charakterlichen Verschiedenheit ist ein sichtbares

Zeichen der inneren Einheit in Christus, ist Zeugnis für die Liebe Christi. Ebenso wie die Gruppengemeinschaft soll auch die Berufstätigkeit für Christus Zeugnis ablegen durch die darin zum Ausdruck kommende heiligende Kraft und Liebe Christi. Die Berufsarbeit ist nicht ein Mittel, um mit vielen in Kontakt zu kommen oder um in ein der Ordensschwester oder dem Priester verschlossenes Milieu einzudringen, noch weniger nur ein Mittel, den Lebensunterhalt der Gruppe zu sichern, wenn auch tatsächlich die Gruppe durch ihre Arbeit selbst, soweit die Verhältnisse das zulassen, für ihren Unterhalt sorgen muß. Die Berufsarbeit ist spezifische Aufgabe des Laien, der durch seine vom Geiste Christi getragene Arbeit die Welt Christus zuführen, sie für ihn heiligen will. Eine auf Christus ausgerichtete Berufstätigkeit ist Apostolat. Die missionarische Berufung der Missionshelferinnen verwirklicht sich in ihrem Beruf ebenso sehr wie in der aktiven Teilnahme am Leben der örtlichen Kirche und dem Einsatz in den Bewegungen der katholischen Aktion. Die Helferinnen arbeiten vorzugsweise in Berufen auf sozialem, erzieherischem oder medizinischem Gebiet, weil diese Berufe schon eine natürliche Hinordnung auf den Ausdruck der sie tragenden inneren Haltung besitzen und durch ihre unmittelbare Bezogenheit auf den Menschen der Berufung der Frau mehr entgegenkommen.

Heutige Tätigkeit

Die Gesellschaft der Missionshelferinnen zählt augenblicklich rund 250 Mitglieder. 35 Gruppen mit insgesamt rund 130 Helferinnen stehen im unmittelbaren Missionsdienst in Afrika (Belgisch-Kongo, Ruanda und République Voltaïque), im Vorderen Orient (Vereinigte Arabische Republik, Jordanien), im Fernen Osten (Japan, Korea, Formosa, Vietnam, Indien). In Europa und Amerika nimmt sich die Gesellschaft der aus den Missionsländern kommenden Studierenden an, um ihnen die Möglichkeit zu geben, gelebtes Christentum kennenzulernen und ihnen ein Heim zu bieten, das ihnen die Anpassung an die völlig neue Umwelt erleichtert. Auch hier bedeutet Apostolat ebensowenig wie in den Missionsländern, die Studierenden in die Rolle von passiv Empfangenden zu versetzen, sondern ehrliche Zusammenarbeit, die von beiden Teilen Initiative und Willen zu verantwortungsvoller Arbeit an gemeinsamen Aufgaben verlangt. Im Augenblick bestehen vier solcher Heime und Arbeitszentren, die von den Missionshelferinnen geleitet werden: in Chicago, Paris, Rom und Mailand.

Haltung und Ausbildung

Die gesamte apostolische Tätigkeit der Missionshelferinnen steht unter dem Zeichen der Ganzhingabe der Person an Gott. Die totale Hingabe der Helferin, die die Beobachtung der evangelischen Räte der Armut, des Gehorsams und der Jungfräulichkeit einschließt, ermöglicht von innen her den vorbehaltlosen Dienst in der Kirche, die uneingeschränkte Verfügbarkeit für den Nächsten.

Durch einen Eid am Ende der mindestens dreijährigen Ausbildungszeit bringt die Helferin ihre Hingabe an Christus vor der Kirche bindend zum Ausdruck. Während der Ausbildungszeit erhalten die Missionshelferinnen in einem der Ausbildungszentren der Gesellschaft (Chicago, Montreal oder Brüssel) eine Einübung in das geistliche Leben, ausgerichtet auf eine tiefe innere Einheit mit dem in der Kirche lebenden Christus und das Zusammenleben in der Liebe, durch eine Vertiefung des Gebetslebens, die Teilnahme am sakramentalen und liturgischen Leben der Kirche und das Gemeinschaftsleben. Theologische und missiologische Kurse vermitteln ein gut fundiertes religiöses Wissen. Ein oder mehrere Jahre werden auf berufliche Weiterbildung oder Studium an einer Fachschule oder Universität verwendet.

Diese Jahre der ersten Vorbereitung auf den Eid und die

Sendung sind notwendig, damit die übernatürliche Berufung zur Reife und Festigkeit kommt und sich als echt bewährt.

Geistliches Leben und Berufsleben verbinden sich zur inneren Einheit durch ihre gemeinsame Zentrierung auf Christus. Sie sind zwei Seiten der Verwirklichung der einen apostolischen Aufgabe, gleich notwendig und wesentlich für ihre Berufung als Laien in der totalen Weihe der Person an Gott.

Die Missionshelferinnen haben keine besondere Richtung oder Schule der Spiritualität. Im Geiste Pater Lebbes wollen sie nichts anderes als «das Evangelium leben». Dies ist das einzige alles zusammenfassende Programm, das sie sich gestellt haben, und das Pater Lebbe in drei kurzen Prinzipien

Ex urbe et orbe

Der Erzbischof von Galiläa beim Papst

Zur Berichterstattung über die Lage der christlichen Minoritäten und zu Besprechungen über die Beziehungen Israels zur katholischen Kirche weilt vor kurzem *Msgr. George Hakim* in der Vatikanstadt.

Der Araber Msgr. Hakim ist Erzbischof von Galiläa und Nazareth; für Israel stellt er das religiöse wie nationale Haupt der Melchiten dar. Melchiten nennt man die mit Rom unierten Christen orientalischer Liturgie mit arabischer Liturgiesprache. Im gesamten arabischen Raum gibt es deren etwa 300 000, in Israel nicht ganz 20 000.

Seit Jahren schon erklärt man im israelischen Religionsministerium, Msgr. Hakim sei zwar zunächst bei der Begründung des Staates Israel im Jahre 1948 diesem mit Mißtrauen begegnet, doch habe er seine Haltung im Laufe der Zeit wesentlich geändert, als er die Bemühungen Israels um Religionsfreiheit, um den Schutz der Heiligen Stätten, um die Unterstützung der religiösen Minderheiten und ähnliche Entwicklungen aus nächster Nähe erlebte. In der Tat hat dem Unterzeichneten bei einer Unterredung im März 1959 Msgr. Hakim erklärt, die Lage seiner Gemeinde in Israel sei vom kirchlichen Standpunkt aus gesehen nicht nur erträglich, sondern geradezu günstig. Als seine Hauptsorge bezeichnete er den Aufbau einer neuen Elite unter den ihm Anbefohlenen, denn während des Unabhängigkeitskrieges sei fast die gesamte im Handel und in der Industrie tätige Oberschicht der Melchiten in die arabischen Nachbarstaaten geflohen und auch nach diesem Krieg mache sich eine legale Abwanderung der Gebildeten deutlich geltend! Es gehe daher darum, eine neue geistige Oberschicht zu bilden und den Melchiten auch außerhalb des landwirtschaftlichen Sektors Arbeitsmöglichkeiten zu verschaffen. Israelischerseits sei zwar in dieser Hinsicht mit einer gewissen Unterstützung zu rechnen, doch sollten die Christen der ganzen Welt durch einen Solidaritätsakt ihr Interesse daran bekunden, daß im Heiligen Land auch weiterhin Christen leben und arbeiten können. Würde jeder Christ im Ausland, meinte der Erzbischof, nur den Gegenwert eines Schweizerfrankens spenden, wäre die Hauptsache für den Aufbau der christlichen Gemeinschaften in Israel getan.

In Nazareth ist mit römischem und belgischem Geld ein kleines Seminar für den künftigen Priesternachwuchs geschaffen worden, für das die israelische Regierung Grund und Boden zu sehr günstigen Bedingungen beigesteuert hat. Msgr. Hakim, der sich lächelnd auch als das «Arbeitsbeschaffungsamt» für die Melchiten bezeichnet, hat überdies eine Kerzenfabrik errichtet und er plant den Bau eines Pilgerhotels in Nazareth. Seit kurzem arbeiten auf seine Initiative auch zwei neue Ordensgemeinschaften unter den Melchiten Israels: Klarissinnen aus Frankreich sind zum orientalischen Ritus übergetreten und Salvatorianerinnen aus der Schweiz werden die Leitung des Waisenhauses Wasfiye übernehmen.

Offiziell wurde über die Unterredung des Papstes mit Msgr. Hakim bekannt, der Papst habe die Hoffnung ausgesprochen, daß, sobald «bestimmte Angelegenheiten» ihre Regelung gefunden hätten, sich die Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Staat Israel weiter verbessern würden. Zu diesen «Angelegenheiten» gehört namentlich der Entschädigungsanspruch der (gleichfalls mit Rom unierten) Maronitengemeinde in Israel, deren zwei Grenzdörfer Ikrit und Biran während des israelischen Unabhängigkeitskrieges zwangsweise evakuiert wurden; wahrscheinlich zählt dazu auch die Frage der Internationalisierung Jerusalems. Doch Msgr. Hakim ließ in seinen Berichten darüber nichts Konkretes verlauten.

Der Papst lobte die Erledigung der Probleme um das Eigentum der

ausgedrückt hat: Vollständiger Verzicht – Wahre Liebe – Beständige Freude. Die Helferinnen wollen durch die Umsetzung dieser Prinzipien in die Tat Zeugnis für den auferstandenen Christus geben. Die Welt wartet auf diese Botschaft der Auferstehung und Freude, auf die göttliche Wahrheit und Liebe, nicht nur in der Verkündigung durch Worte, sondern mehr noch auf wahrhaft heiliges christliches Leben. Als Zeugen des auferstandenen Christus wollen die Helferinnen in brüderlicher Gemeinschaft mit den Laien ihres Sendungslandes durch ihr Dasein und Tun die allen zugängliche und erreichbare Möglichkeit eines voll in der Welt stehenden und eingesetzten und gleichzeitig ganz Christus verbundenen Lebens greifbar zeigen. *Frl. Kerkeling*

Kirche in Israel und erwähnte nachdrücklich die ausgezeichneten Beziehungen des Vatikans zum israelischen Außenministerium. Der stellvertretende Generaldirektor des israelischen Außenministeriums, *Maurice Fischer*, arbeitete während des Zweiten Weltkrieges mit Msgr. Roncalli (dem jetzigen Papst), der damals Apostolischer Delegierter in Konstantinopel war, in Hilfsaktionen für bedrohte Juden zusammen. Er wurde zu Anfang dieses Jahres von Johannes XXIII. in Privataudienz empfangen.

Msgr. Hakim berichtete auch, daß der Papst seine positive Haltung gegenüber den Juden eigens betont habe. In diesem Zusammenhang sei an eine andere Privataudienz aus jüngster Zeit erinnert, die dem Leiter einer jüdischen «Reform»-Gemeinde, dem kanadischen Rabbiner *Abraham Feinberg*, zuteil wurde. Feinberg dankte dem Papst, daß er in der Karfreitagliturgie bei den Fürbitten die Bezeichnung der Juden als «perfid» (zumeist als «treulos» übersetzt) gestrichen habe; der Papst erwiderte, die Formulierung habe ihm tatsächlich Sorge bereitet, da sie in antisemitischem Sinn habe ausgelegt werden können.

Als ein weiteres Zeichen des wachsenden Interesses von Seiten des Vatikans am Staate Israel wird vom israelischen Religionsministerium die Ernennung des ersten lateinischen — römisch-katholischen — Bischofs in Israel gewertet, die Radio Vaticana am 17. September bekannt gab. Es handelt sich um den 49-jährigen aus Turin stammenden Franziskanerpater Pier Giorgio Chiappero, der bisher als italienischer Berater des Kustos des Heiligen Landes in der Altstadt von Jerusalem war. Seine Aufgabe wird es sein, den in Alt-Jerusalem (also auf jordanischem Gebiet) residierenden lateinischen Patriarchen von Jerusalem auf dem israelischen Territorium zu vertreten. P. Chiappero ist bereits nach Rom abgereist, um dort die Bischofsweihe zu empfangen. Mitte Oktober wird er in Israel erwartet.

Zehn Jahre «Fraternitas»

Soeben ist eine Internationale ins zehnte Jahr ihres Bestandes getreten. 1960 wird sie ihren Weltkongreß haben. Im französischen Sprachraum nennt sie sich «Fraternité Mondiale», im englischen «World Brotherhood», im deutschen eben «Fraternitas».

Sie gehört nicht zu den Geheimbünden und sympathischerweise auch nicht zu den Lauten in der Welt. 1950 ergriffen «mehrere hundert hervorragende Persönlichkeiten» (gibt es das?) Asiens, Nordamerikas und Europas die Initiative zur Gründung. Die Probleme der Nachkriegszeit, die die menschlichen Beziehungen und die internationale Zusammenarbeit betrafen, sollten studiert und einer Lösung nähergebracht werden.

Europäischer Verwaltungsratspräsident ist der belgische Minister *Albert de Smaele*; *Konrad Adenauer* und *Paul Henri Spaak* fungieren als Ehrenpräsidenten. Wie man sieht, handelt es sich um einen Zusammenschluß auf überkonfessioneller Basis. Mit der UNESCO werden enge Kontakte gepflegt.

Die Grundidee läßt sich etwa so formulieren: Für das Überleben und die Entfaltung der Kultur sind gesunde Gruppen und deren Beziehung untereinander von überragender Bedeutung. «Fraternitas» bemüht sich, die Forschung und Erziehung, durch welche die Beziehungen zwischen den Gruppen verbessert werden können, zu fördern. Unser soziales Denken und Handeln, so sagte man sich, ist hinter der sozialen Wirklichkeit des technologischen Fortschritts zurückgeblieben; die herkömmlichen Vorstellungen von Entfernungen und Grenzen sind veraltet, aber unsere

Gefühle gegen unsere unmittelbaren Nachbarn gleichen heute oft den weit voneinander entfernten, isolierten, autarken Gemeinschaften früherer Zeiten.

Man steckte sich zunächst folgende Ziele:

- ▷ Die Tatsache volkstümlich zu machen, daß Gruppenbeziehungen kontrolliert werden können und kontrolliert werden müssen.
- ▷ Persönlichkeiten in Schlüsselstellungen die Führung der Gemeinschaft zu übertragen und finanzielle Hilfe (nicht von Regierungen) zu erstreben.
- ▷ Wissenschaftliche Forschung und Erziehungsmethoden zu entwickeln, die auf Verbesserung der Gruppenbeziehungen abzielen und von Fachleuten hohen Ranges praktisch angewendet werden können.

Diese Ziele hat man zum guten Teil erreicht. «Fraternitas» ist heute die einzige private Organisation, die eine Spezialausrüstung für weltweite Behandlung von Gruppenbeziehungen besitzt. Ihr Programm hat der sozialen Zersetzung in einer Reihe von Gemeinschaften erfolgreich entgegen gearbeitet.

Kurzschlüsse in menschlichen Beziehungen, Spannungen und Konflikte zwischen Klassen, Völkern und Gruppen werden nicht mehr als schicksalhaft bedingt angesehen. Man hat begonnen, an die soziale Gesundheit in derselben Weise zu denken, wie man an physische Gesundheit denkt: die Beseitigung der Krankheit und die Erhaltung der Kraft ist in beiden Fällen eine Frage von Studium, Anstrengung und oft Opfern. Unwissenheit, Gleichgültigkeit und Aberglaube sind keine Lösungen.

Merkwürdiges bei Dalp

(1) **H. Dumoulin: Zen, Geschichte und Gestalt.** Francke-Verlag, Bern, 1959 (Sammlung Dalp, B. 87).

Wir gebrauchen hier das Wort «merkwürdig» in zweifachem Sinn: «beachtenswert» und «wider Erwarten». In letzter Zeit sind im Francke-Verlag (Sammlung Dalp) drei Bücher erschienen, die nur durch diese Doppeldeutigkeit richtig gewertet werden können. Alle drei verdienen unsere volle Aufmerksamkeit, sie sind aber zugleich sehr sonderbar. Sie sind eben «merkwürdig».

Ein «Tor zur Torlosigkeit»?

Es handelt sich dabei erstens um das Buch *Heinrich Dumoulin's über den Zen-Buddhismus*(1). Zuerst haben wir gehofft, daß es uns wirklich ein «Tor zur Torlosigkeit» öffnen wird. Wenn jemand, so hätte Dumoulin uns das Zen, diese eigenartige «Erfahrung des Unaussprechlichen», aufhellen können. Er hat es leider nicht getan oder nicht tun können, da die Sache selbst sich jeglicher gedanklichen Erhellung entzieht. Wir hatten durch die ganze Darstellung hindurch das Gefühl, Dumoulin hätte eine einzigartige Chance verpaßt. Nicht, daß das Buch selbst schlecht wäre. Im Gegenteil. Das Werk stützt sich auf eine möglichst reichhaltige und allseitige Materialkenntnis. Das beweist auch (außer der gedrängt-minutiösen Darstellung) der Anmerkungsteil (289–314) und der Literaturnachweis (315–322). Nur eine jahrelange, sorgfältige Arbeit an Ort und Stelle und ein ungewöhnliches Einfühlungsvermögen konnten ein solches Werk möglich machen. Aber eben darum, weil er solch ein umfassendes Bild über die geschichtliche Entwicklung des Zen-Buddhismus zu schreiben vermochte, hätte er vielleicht über die ungewöhnliche Fülle des Dargebotenen hinaus das Zen, diese ganz einmalige Schöpfung des Menschengestes, tiefer durchleuchten können. Das Buch wird gewiß als ein bleibendes Dokument über das Zen betrachtet werden müssen. Die eigentliche geistige Durchdringung müßte aber eigentlich dort ansetzen, wo Dumoulin aufgehört hat.

Ein Freund des Verfassers dieses Buchberichts, ein Missionar in Japan, schilderte in einem Brief seinen Eindruck über

«Fraternitas» hat die wissenschaftliche Erforschung der Ursachen von Gruppen-Mißverständnissen, die zu Gruppen-Konflikten führen, begonnen und die Früchte dieser wissenschaftlichen Forschung den Praktikern der Erziehung zugänglich gemacht. Der erste Weltkongreß 1955 in Brüssel zeigte, daß die «Fraternitas» die Unterstützung einer Elite von Bürgern findet.

Aus dem Programm wird deutlich, daß «Fraternitas» keine politische oder konfessionelle Stellung einnimmt; daß sie den Erziehern jede mögliche Hilfe gewährt, damit sie sich ihrem Werk für die Verständigung und friedliche Zusammenarbeit aller widmen können, die Kultur und die Eigenart eines jeden achtend; daß sie sich an Erzieher und Schulen, an die Presse, das Radio, den Film und das Fernsehen, an die Leiter von Unternehmungen und an Arbeitnehmerverbände, an Staatsleute und an alle, die für das Leben von Völkern und Gruppen verantwortlich sind, wendet.

«Fraternitas» ist des Beifalls aller Menschen guten Willens sicher. Eine weltumspannende Generalversammlung, ein Verwaltungsrat, ein Exekutiv-Komitee sind ihre vorgesetzten Stellen. Ihre kulturelle, wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit wird durch Vermittlung von fünf Sonderkommissionen, durch Studienaufenthalte, Aussprachen, Expertenaustausch, durch Überprüfung der Lehrmittel und Lehrmethoden, durch staatsbürgerliche Erziehung der Jugend und der Gemeinde, durch Ausbildung der Lehrer auf dem Gebiet menschlicher Beziehungen, durch eine Initiative bei der Elite und bei den leitenden Persönlichkeiten ausgeübt. Ebenso wenig wie die Medizin auf ihrem Gebiet, kann «Fraternitas» alle Krankheiten in ihrem Wirkungskreis heilen oder verhüten; doch muß der Mensch zufrieden sein, wenn nur vielem beigegeben werden kann.

Dr. Fr. Glaser

das Zen. Eine gekürzte Wiedergabe dieser Ausführungen dürfte die einmalige Bedeutung des Zens besser hervorheben als jede andere Beschreibung. Wir übergeben also das Wort unserem Freund:

«Vor einigen Monaten hat man mich endlich zur Tee-Zeremonie eingeladen. Die Vorbereitung und die zeremonielle Einnahme von zwei Tassen dauerten fast drei Stunden. Alles ist dabei genau vorgeschrieben. Nicht nur die Dekoration, der Zusammenklang der Farben, die Kleidung, die Art des Sitzens usw., sondern auch das innere Verhalten. Friede des Herzens, Einklang der Gefühle, Harmonie des ganzen Menschen. Das ist ungefähr das Geheimnis der Tee-Zeremonie. Und doch gibt es hier im Osten nichts gewöhnlicheres als den Tee. Aber gerade im Alltäglichen, im Gewöhnlichen erschaut man das Vollkommene. Die Kunst des Tee-trinkens besteht darin: das Vollkommene zu erschauen und dann mit liebendem Staunen niedersinken vor der im grünlichen Wasser aufleuchtenden ewigen Schönheit. Das Unvollkommene ist schön und wirklich vollkommen. Ist das kein Wortspiel?, denken Sie sicherlich. Die meisten Ausländer meinen, dies sei nur ein geistreiches Paradoxon. Wer aber einmal eine Tee-Zeremonie richtig mitgemacht hat, dem ist all das durchaus klar geworden. Ich bin ein Laie auf dem Feld der feinen ästhetischen Empfindungen, aber selbst ich konnte nach dieser Tee-Sitzung mit vermehrter Andacht meine Messe lesen. Ähnliches könnte man vom Blumen-Arrangement, vom Gartenbau und von der japanischen Malerei sagen. Sie sind keine Zufallsprodukte des Zens, sondern fließen wirklich aus seinem Wesen.»

«Schon seit langem beschäftige ich mich mit dem Zen. Sollte aber jemand eine Definition von mir verlangen, so könnte ich sie nicht geben. Die Definition des Zens ist eben, daß man es gar nicht definieren kann. Sie erinnern sich an den Spruch von Augustinus, den wir damals gemeinsam entdeckt haben: «Wenn du etwas über Gott sagen willst, und du hast es gesagt, so ist das nicht mehr Gott. Wenn du ihn begreifen konntest, hast du statt Gott ein anderes begriffen». Zen ist Pantheismus, und doch wiederum kein Pantheismus. Es ist Relativismus, und doch keiner. Es ist Religion und zwar – anscheinend – die reinsten Form von Buddhismus, und doch keine. Zen bekämpft das Christentum nicht. Es wirft uns nur vor, wir seien uns Gottes allzusehr «bewußt». Die Bewußtheit verhindert das «Satori». Vielleicht könnte ich das «Satori» als die «visio beatifica» von Zen definieren. Was es eigentlich ist, vermag kein Mensch zu sagen. Der Mensch geht im «Satori» durch eine seltsame Wandlung hindurch. Zuerst sind die Bäume nur Bäume, das Wasser ist nur Wasser und die Berge sind nur Berge. Dann sind die Bäume keine Bäume mehr, das Wasser kein Wasser und die Berge keine Berge. Alles hat sich plötzlich geändert, alles ist völlig anders geworden. Anschließend sind dann die Bäume wiederum Bäume, das Wasser ist wiederum Wasser und die Berge sind wiederum Berge. Versuchen Sie das – nach dem Maß der Ihnen zugeteilten Gnade –

zu verstehen. Die erste Regel bei der Begegnung mit dem Osten ist die: wundere dich nicht. Die zweite: urteile nicht zu rasch. Der Syllogismus von Zen ist das Paradoxon. Ein Weiser sprach einmal zu seinem Schüler: ‚Wenn du einen Stock hast, gebe ich dir noch einen; wenn du aber keinen hast, dann nehme ich ihn von dir‘. Sie erinnern sich an den geheimnisvollen Spruch Jesu, den alle drei Synoptiker uns überliefert haben: ‚Wer hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird genommen‘. »

«Das Zen meint, der Christ sei ein Egoist. Er ängstige sich immerfort wegen seiner Sünden, er sei fortwährend um sein eigenes Heil besorgt. Unsere ganze theologische Terminologie erscheint ihm als unsinnig. Es kann die Zwangsjacke der Begriffe nicht leiden. Der Begriff und die Begriffsbestimmung sind für das Zen Hindernisse auf dem Weg zur Wirklichkeit. Die Lehrer des Zens drücken ihre Gedanken in Paradoxen aus, teils wegen ihrer grenzenlosen Ehrfurcht vor der unfaßbaren Wirklichkeit, teils weil sie meinen, eindeutige Aussagen würden ihre Schüler irreführen. Wir können über das Zen Bücher schreiben, wir können es aber aus ihnen nicht erlernen. In einem Zen-Kloster gibt es Lehrer, sie erklären aber fast nichts. Jeder muß den Weg für sich selbst finden. Ohne Lehrer und ohne Buch. Je mehr man sich von diesen Mitteln befreit, desto sicherer befindet man sich auf dem richtigen Weg zur Erleuchtung.»

«Kurz: Tee-Zeremonie, Blumendekoration, Malerei und Dichtung sind nur Kristallisierungsformen des Zens. Die japanische Malerei gebraucht mit Vorliebe schwarz und weiß. Je einfacher die Striche sind, desto vollkommener ist das Bild. All das zeigt, daß das Mannigfach-Äussere (Begriff, Wort, Farbe, Linie usw.) unsere Aufmerksamkeit von der wirklichen Schönheit nur ablenkt. Das Schöne liegt im Einfachen. Wenige hingeworfene Pinselstriche, wenige Blumen, eine Tasse Tee. Man soll nur hinweisen, man soll das Gemüt in Bewegung setzen, Aussprechen und aufzeigen soll man nie. Zen ist nichts von dem, was man über es auszusagen vermag, und doch ist es all das. Religion, Metaphysik, Kunst, Ästhetik, ethische Haltung. In einem Wort, es ist ‚Zen‘.»

Zen ist heute in Europa eine Mode geworden. Zuerst hat

sich die Tiefenpsychologie für das Zen interessiert. C. G. Jung bearbeitete das ihm von dem japanischen Zen-Forscher Suzuki zur Verfügung gestellte Material und erklärte, das Zen sei nichts anderes als das Aufbrechen der unbewußten Kräfte der menschlichen Psyche. Die Deutung Jungs vermag ein neues Licht auf das Satori-Erlebnis zu werfen und bietet einen Schlüssel zu seinem psychologischen Verständnis. Man hat aber den Eindruck, daß das Satori weit über das bloß Psychische hinausweist. Die Aufdeckung der seelischen Mechanismen kann ein Erlebnis nie vollkommen deuten. Hier müßte die philosophische Durchdringung einsetzen und die allgemeingültige, ja allgemeinmenschliche Struktur des Zens aufdecken.

Es gibt Thesen des Zens, die geradezu nach einer metaphysischen Deutung schreien. Wir zählen hier einige auf: «Die Einsamkeit ist die Grundbefindlichkeit, in der die Seele das Absolute berührt»; «Erleuchtung ist immer Unaussprechlichkeit»; «Der Weg der Weisheit ist die Leerheit und der Wandel im Zeichenlosen»; «Der Geist soll weder innerhalb, noch außerhalb seines Selbst wohnen»; «Der Vollkommene bleibt innerhalb des Nennbaren, lebt aber im offenen Land»; «Die Heimholung der Dinge ist das Loslassen». Jedenfalls sind die Erfahrungen des Zens Tatsachen, denen man Rechnung tragen muß. Man kann sie aus einer allgemeinen Deutung unseres Seins nicht ausschließen. Die uns vom Zen dargebotenen Tatsachen sind aber dermaßen verwirrend, daß sie geradezu eine Heilkur für den manchmal so selbstsicheren abendländischen Denker bedeuten.

Dr. L. B.

(2. Teil folgt)

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Plotzke Urban O. P.: Jesus unter Menschen. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1958. 276 S., Leinen DM 11.80.

Pohlmann Constantin: Ich bin der Anfang und das Ende. Heilstheologische Predigten und Betrachtungen. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn, 1958. Auslieferung Becket-Verlag, Zürich. 360 S., Leinen Fr. 17.30.

Rahner Karl, S. J.: Von der Not und dem Segen des Gebetes. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. Band 28 der «Herder-Bücherei». 154 S., Fr. 2.30.

Rahner Karl, S. J.: Ueber die Schriftinspiration. Quaestiones Disputatae Nr. 1. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 88 S., brosch.

Rahner Karl, S. J.: Zur Theologie des Todes. Quaestiones Disputatae, Nr. 2. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 106 S., brosch.

Ranke-Heinemann, Dr. theol. Uta: Weisheit der Wüstenväter. Heft 17 der «Religiösen Quellenschriften». Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1958. 64 S., brosch. DM 1.80.

Rauscher Anton: Subsidiaritätsprinzip und berufsständische Ordnung in «Quadragesimo Anno». Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster/Westf., 1958. 156 S., kart. DM 9.80, Leinen DM 11.80.

Régamey Pie, OP.: Non-Violence et conscience chrétienne. Les Editions du Cerf, Paris, 1958. 380 S., brosch.

Sausgruber Kurt: Atom und Seele. Ein Beitrag zur Erörterung des Leib-Seele-Problems. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 228 S., Leinen.

Schlier Heinrich: Mächte und Gewalten im Neuen Testament. Quaestiones Disputatae, Nr. 3. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 64 S., brosch.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 12.—. Best. und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. - Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Halbjährl. ffr. 400.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c I/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181 (Redaktionsmitarbeiter für Österreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 70.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

OSWALD LORETZ

Im Namen Jesu ist Heil

Von einem Mönch der Ostkirche, glanzfoliekaschiert, 92 Seiten, Sfr. 4.80

Die entscheidenden Bezüge des menschlichen Lebens zum Namen-Jesu-Gebet sind in diesem Büchlein entfaltet, angefangen von der Anrufung des Namens Jesu bis zur verklärenden Verwandlung der Welt am Ende der Zeit. Es gibt wohl kaum eine bessere Möglichkeit, als über dieses Büchlein in die Wesenstiefe des Christentums einzudringen.

JOHANNES ROSCHE

Leben in Gottes Hand

156 Seiten, glanzfoliekaschiert, Sfr. 5.80

Das ist ein kerniges Buch! Eine Aszetik für den Laien im Alltag. Eine Nachfolge Christi für den gehetzten Menschen des 20. Jahrhunderts. Leben in Gottes Hand. Wie ist es möglich? Wie bewahrt man es mitten im Staub des Alltags, in der Hast und Unruhe des Berufslebens? Ein erfahrener Seelsorger zeigt es in einer kernigen, kräftigen Sprache, in der jedes Wort wiegt. «Klerusblatt», Salzburg

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN